basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Wandlungen vor den Toren der Stadt

Autor(en): Nicolas C.G. Bischoff

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1947

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/890616ba-9c8f-436d-9236-60369fb5a884

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Wandlungen vor den Toren der Stadt.

Von Nicolas C. G. Bischoff

Die folgende Reminiszenz ist ohne Anspruch auf stadt- und baugeschichtliche Gelehrtheit und Exaktheit aus eigenen Erinnerungen und Beobachtungen und an Hand der jedermann zugänglichen Akten aufgezeichnet worden, auf wiederholten Wunsch und in der Absicht, den Alten da und dort Gedächtnislücken auszufüllen und den Jungen wenigstens einen Einblick zu ermöglichen, «wie es war» und — wie es gekommen ist.

Der rasche Wechsel der Verhältnisse und der Menschen in ihnen ist ein Kennzeichen unseres Jahrhunderts. Was gestern war, ist morgen schon verschwunden und vergessen. Darum mag — angesichts der gegenwärtig sich jagenden abermaligen «Wandlungen vor den Toren der Stadt» — der Zeitpunkt zu solcher Rückschau richtig gewählt sein.

Am 21. Juni 1859 hat der Basler Große Rat — auf des Bürgermeisters Joh. Jak. Stehlin eindrückliche Empfehlung und nach zweitägiger lebhafter Debatte — mit 44 gegen 15 Stimmen, die für ein bedächtigeres Vorgehen auf dem offenbar damals schon beliebten Weg einer Kommissionsberatung eingetreten waren, einer für die bauliche Entwicklung unserer Stadt außerordentlich bedeutsamen Gesetzesvorlage zugestimmt, durch die «grundsätzlich die Beseitigung der Mauern und Schanzen gutgeheißen» wurde, auch wenn dies im Wortlaut des «Gesetzes über die Erweiterung der Stadt» und «über Anlage und Correction von Straßen und über das Bauen an denselben» nicht ganz eindeutig zum Ausdruck kam. Tatsächlich ist damals der schon seit Jahren vereinzelt vorstoßenden privaten Baulust die Entfaltung «vor den Thoren der Stadt» freigegeben worden. Die gesetzliche Sprengung des Mauerrings hat, namentlich im Osten der alten Stadt, in über-

raschend kurzer Zeit zu einer Bauentwicklung geführt, die familien- und baugeschichtlich und damit kulturell und charakterlich für Basel typisch werden sollte.

Es war jenes Gesetz der entscheidende Schritt in einer schon vier Jahre zuvor schüchtern eingeschlagenen Richtung. Schon in dem wesentlich harmloseren Beschluß vom 5. Juni 1855 «betr. Aufstellung einer neuen Baulinie vor den Thoren, längs den Befestigungen» war die bisherige, rein fortifikatorisch bedingte baufreie Zone von «200 Fuß vor der äußersten Stadtgrabenmauer» auf durchschnittlich die Hälfte beschränkt worden, zugleich mit der ordnenden Bestimmung, daß bis auf 80 Fuß hinter der neuen Baulinie «eine mit dieser parallel laufende Bauflucht eingehalten werden soll», während bisher derartige Beschränkungen des individuellen Baugelüstes überhaupt keine bestanden haben mochten. Aber schon diese harmlose Neuerung war nicht so leicht vonstatten gegangen. Da mußte zunächst, «um den mit Sorgfalt entworfenen Plan über Modifikationen des bisherigen Bauverbots im Festungsrayon zu prüfen», eine ad hoc bestellte Kommission, «aus Technikern und Militärpersonen bestehend», zu Rate gezogen werden. Anlaß zu diesem ersten Schritt hatte übrigens eine «Petition einer Anzahl von Gutsbesitzern» gegeben, mehr aber wohl die «feststehende, durch die Höhe der Mietzinse für städtische Wohnungen, durch die wachsende Ansiedlung vor den Thoren und Anderes konstatierte Tatsache, daß der Raum unserer Stadt für die in starkem Zunehmen begriffene Bevölkerung nicht mehr genügt».

Dieses 1855er Gesetz — als Kompromiß zwischen den vorwärtsdrängenden städtebaulichen und siedelungspolitischen Erkenntnissen des Baukollegiums und den retardierenden Motiven des Militärkollegiums — war weder Fisch noch Vogel. Denn an der Idee oder Fiktion der befestigten Stadt wurde für einmal noch festgehalten, obwohl «Bürgermeister und Rath» in ihrer Botschaft vom Frühjahr 1855 bereits kein Hehl daraus gemacht hatten,

daß «niemand mehr unsere Stadt als einen festen Platz ansehen wird, dessen Befestigungen auf Aushalten einer regelmäßigen Belagerung berechnet wären». Gleichwohl wurde aber noch in der Vollziehungsverordnung zum Gesetz der «Schanzenaufseher» dazu bestimmt, «Zuwiderhandlungen den betr. Gescheidspräsidenten anzuzeigen». Zudem mußte, wer «vor den Thoren der Stadt» baute, wissen, daß er sich in eine Zone der obrigkeitlich unbehüteten Unsicherheit begebe. Es waren denn auch erst vereinzelte «Landsitze» vornehmer und vermöglicher Basler und etwelche Handwerkerbetriebe, die in den 50er Jahren «auf ländlichem Boden» gestanden haben mochten.

Demgegenüber bedeutete das Gesetz von 1859 den unwiderrufbaren Schritt von der befestigten zur offenen Stadt. Es muß sich in diesen vier Jahren eine deutliche Wandlung in den maßgebenden Kreisen vollzogen haben. Wesentliches dazu beigetragen haben ohne Zweifel die Eisenbahnen, die schon in den 40er und dann vor allem in den 50er Jahren die vom Letziturm unterhalb der St. Alban-Schanz über Aeschentor, St. Elisabethen- und Steinen-Schanze zum Spalentor über die «neue Vorstadt» (Hebelstraße) bis zum St. Johann-Tor und zur Rheinschanze durch Tor und Turm und Graben gesicherte Stadt berannten. Am 11. Dezember 1845 war auf dem «Schellenmätteli» der erste Bahnhof der Schweiz eröffnet worden — für das unheimliche Dampfroß zunächst freilich nur durch das Berri'sche Eisenbahntor in der Westfront der Stadtmauer erreichbar. Neun Jahre später, im Dezember 1854, ging vom provisorischen Bahnhof der Centralbahn bei der nachmaligen Liegenschaft Paul Speisers an der Langen Gasse aus der erste Zug in östlicher Richtung zunächst bis Olten als Vorläufer der Gotthardlinie. Daran erinnert heute noch die Hausbenennung «Zum alten Bahnhof» (Nr. 86). Die Badische Bahn hingegen mußte noch bis 1862 sich «vor den Thoren der minderen Stadt», bei Haltingen, bescheiden, ehe am heutigen Riehenring, auf dem Areal der Mustermesse, auch

ihr ein Zugang zur Stadt gewährt wurde. — Es hat denn auch in jener denkwürdigen Dauersitzung vom Juni 1859 Bürgermeister Stehlin dem Großen Rat eindrücklich vor Augen gehalten, daß «die Anlage der neuen Bahnhöfe die Umgebung der Stadt total umgestaltet hat». Man mag sich dabei vergegenwärtigen, daß damals in der Tat «die Stadt» zu drei Fünfteln ihres Gesamtumfanges von Bahnlinien begrenzt war.

Es war aber nicht nur der Verkehr, der, schon damals wie heute der anspruchsvollste und forscheste Städtebauer, die alte tor- und mauerbewehrte Stadt aufgesprengt hat. Es war auch nicht nur die Raumnot in der aufblühenden Handels- und Fabrikationsstadt. Entscheidend hat die Weltgeschichte diesen Gesinnungswechsel herbeigeführt. In die Zeit zwischen 1855 und 1859 war der Neuenburgerhandel gefallen, der eidgenössische Truppen zum Schutz der Grenzstadt gegen preußische Bedrohung nach Basel gebracht hatte. Diesen Truppen fiel es nun gar nicht mehr ein, hinter den alten Stadtbefestigungen die Verteidigung Basels vorzubereiten. Es wurden «weit draußen vor den Mauern und Gräben» Feldbefestigungen errichtet . . . und damit den Baslern die Nichtigkeit ihrer Fortifikationen im «modernen Krieg» sehr wirksam ad oculos demonstriert. Trotzdem hat sich das keineswegs kleinliche, aber bedächtige konservative Basel zu einem wahllosen Niederreißen des Alten nicht entschlossen, wiewohl radikale Kreise derartige demonstrative Gelüste gegen das ancien régime gehegt haben mochten. Es wurden — wofür wir heutigen Basler unseren Großvätern aufrichtig dankbar sein wollen — «Reservationen» geschaffen, nicht mehr ausschließlich aus militärischen Gründen, wohl aber «für diejenigen Theile unserer Festungswerke, welche entweder durch ihren Umfang und ihre Lage sowohl der Stadt zur Zierde dienen als auch unter Umständen noch einen wenn auch nur sekundären militärischen Werth haben können, oder solche, zu deren Modification für eine nähere Zukunft ein Be-

dürfnis nicht vorgesehen werden kann». Demzufolge wurden im Gesetz von 1859 ausdrücklich ausgenommen von der Ermächtigung zur Niederlegung «und sollen solche jedenfalls erhalten bleiben:

die Graben, Mauern und Schanzen zwischen dem Rhein bei St. Johann und der neuen Vorstadt;

der Hohe Wall bei der neuen Vorstadt;

die Bastionen zu St. Leonhard und bei St. Elisabethen;

der dem Rhein zugekehrte nordöstliche Theil der äußern St. Alban-Schanze».

Und da anderseits die Furcht vor dem Wohnen auf «ländlichem Boden» offenbar noch nicht gewichen und bisher nur «innert Mauern, Gräben und Wällen» eine polizeiliche Aufsicht gewährleistet war, mußte zugleich den künftigen Außenseitern als «eine gewisse Beruhigung gegenüber von auswärtigem Gesindel der Nachbarschaft» der polizeiliche Sicherheitsdienst in einem bestimmten Rayon außerhalb der Mauern, «etwa nach Art des an unseren Grenzen bei den Nachbarstaaten bestehenden Douanendienstes organisiert», in Aussicht gestellt werden.

Schon im Juni 1860 sahen sich Bürgermeister und Rath veranlaßt, auf dem mit dem Gesetz vom 5. Juni 1859 inaugurierten Weg abermals einen sehr konkreten Schritt weiterzugehen. Inzwischen war nämlich als Ersatz für den provisorischen Bahnhof der Centralbahn an der Langen Gasse der definitive «Bahnhof zu St. Elisabethen» — an der Stelle des heutigen Bundesbahnhofes — vollendet worden, und die Centralbahn-Gesellschaft hatte auch bereits als Verbindung zwischen Bahnhof und Stadt auf ihre Kosten eine Straße «vom Bahnhofplatz bis zum Eschenthor», noch außerhalb der Stadtmauern, gebaut (was freilich heute im Zusammenhang mit dem zur Beratung stehenden Stadtkorrektionsplan 1946 von vielen Baufachleuten — unseres Erachtens zu Unrecht und unter Verkennung der historischen, wirtschaftlichen und verkehrsmäßigen Voraussetzungen — als städtebauliche Fehllösung bedauert wird). In dieser Situation erkannte der

Kleine Rath die Notwendigkeit, dem Großen Rath den sofortigen Abbruch der alten Stadtmauern «längs des Eschengrabens und des Albanthorgrabens» zu beantragen und die Erstellung jener breiten, stilvollen Avenuen auf den aufgeschütteten Gräben an Hand zu nehmen, über die kommende Generationen ewig dankbar sein sollten und viele Fremde aufrichtig neidisch sind.

Man dachte wahrhaftig nicht knorzig in den maßgebenden Köpfen jener Zeit! Ihnen schien nicht nur «die Verwendung des nach Abbruch der Thürme und Mauern zwischen St. Elisabethen und Eschengraben freiwerdenden Areals um den Gottesacker (jetzt De-Wette-Schule) zu einer Promenade am natürlichsten», einer Promenade, die später noch durch die Placierung des Straßburger Denkmals ausgezeichnet werden sollte, die aber nun über kurz oder lang einen Teil ihres schönen Grüns an die im Lauf von mehr als 50 Jahren abermals stark gewachsenen Verkehrsbedürfnisse leider wird abtreten müssen.

Großzügig ist damals auch der gesamte, durch den Wegfall der Gräben und Mauern gewonnene Boden zur Allmend geschlagen worden unter Verzicht auf eine staatliche Bodenspekulation. Der Entschluß wurde wohl erleichtert durch die Haltung der basellandschaftlichen Regierung. Diese hatte seit der Teilung nie auf einen Anspruch an das Befestigungswerk verzichtet und machte jetzt, als durch das Ausfüllen der Gräben Bauland entstand, die Forderung geltend. Der seit 1833 dauernde Schanzenstreit wurde durch das Bundesgericht in dem Sinne entschieden, daß aus allfälligem Verkauf solcher neu gewonnener Grundstücke die Stadt zwei Drittel des Erlöses dem Kanton Basellandschaft abzuliefern hatte. Dieser Entscheid hat wohl «bewußt oder unbewußt» die Stadtväter bewogen, «dieses Land fast ohne Ausnahme in öffentliche Straßen und Plätze, vornehmlich aber in öffentliche Gartenanlagen umzuwandeln». Für den ganzen Boulevardstrang vom Bahnhofplatz bis zur St. Alban-Schanze ist damals eine äußere Fahrbahn von 45 Fuß Breite mit

anschließender Allee von 33 Fuß Breite und dahinterliegender «innerer Straße» von 19 Fuß Breite (an Stelle des bisherigen Rondenweges) beantragt worden. Das waren Städtebauer!

Die 1860er Korrektionsvorlage bedingte, ob man es damals und später bedauern mochte, auch den Fall des «Eschenthors», was die Regierung ihren Untertanen freilich sehr nett mundgerecht zu machen wußte:

«Wenden wir uns nun zum Eschenthor insbesondere, so wird es bei der fast allgemein gewordenen öffentlichen Meinung nicht auffallen, wenn wir der bestimmten Ansicht sind, auch dieser Thurm müsse den veränderten Verhältnissen zum Opfer fallen. Die vielen Thürme und Thore unserer Stadt halten wir auch ferner für eine Zierde und Eigenthümlichkeit, die nirgends leichtfertig geopfert werden darf. Diese Rücksicht könnte aber nie rechtfertigen, einen an sich zwar nicht unschönen Thurm ganz herausgerissen aus seinem bisherigen Zusammenhang in einer vollständig modernisierten Umgebung und an einer Stelle stehen zu lassen, wo er den täglichen Bedürfnissen des heutigen Verkehrs förmlich im Wege stände.»

Das Aeschentor mußte also fallen. Aber für einen würdigen Ersatz sollte gesorgt werden. Die Regierung faßte folgende Lösung ins Auge:

«Nach Entfernung des Thurms müssen auf beiden Seiten des Stadteingangs ansehnliche Gebäude stehen, wenn die schönen, weiten darauf zusammenlaufenden Straßen nicht gar zu sehr mit dem Anfang der dortigen innern Straße kontrastieren sollen. Deßwegen schlagen wir vor, den Besitzern der genannten Liegenschaften, falls sie bauen wollen, den davor liegenden Boden bis auf die angegebene Baulinie abzutreten, unter der Bedingung, daß sie dann über einen nach Plan auszuführenden Bau sich mit der Behörde verständigen, und zögen sie vor, nicht zu bauen, so würde es nach Anwendung des Expropriationsgesetzes durch eine solche Vergrößerung des Bauplatzes um so leichter werden, denselben an Eigenthümer zu bringen, die

geneigt sind, nach einem von der Behörde zu genehmigenden Bauplan Gebäude von stattlicherem Aussehen hinzustellen, als sie sonst zu erwarten sein dürften.»

Diese in der Folge nach Wunsch der damaligen Allmächtigen und nach den Plänen von Architekt J. J. Stehlin erstellten «Gebäude von stattlicherem Aussehen als sonst» flankieren heute noch den Eingang zur innern Stadt.

Zugleich wurde die Baulinie auf der Nordseite des künftigen Aeschenplatzes um 33 Fuß hinter die neue Grabenlinie zurückgenommen, «damit er den Charakter eines förmlichen Platzes einnimmt, was Jedermann, der sich auf einer der sechs sich hier kreuzenden Straßen nähert, einen vorteilhaften Eindruck machen muß». — Der einst vorteilhafte Eindruck ist freilich dann von einer späteren Generation, die den Platz in seiner Mitte zu einem Trambahnhof wandelte, gründlich zerstört worden! Er soll aber, wenn's gut geht, nach dem neuen Korrektionsplan wieder einigermaßen hergestellt werden.

Aus jener, eine stolze Weite atmenden 1860er Planung ist übrigens auch der Aeschen-Spritzbrunnen — gleichfalls nach J. J. Stehlins Entwurf — entstanden, der bis über die Jahrhundertwende u. a. heimkehrenden «Joggelifescht»-Teilnehmern mit seiner schauerlich-schön illuminierten Fontäne den sicheren Heimweg gewiesen hat — zu jener Zeit, als noch die «Bottewäge» der Bändelherren neben ihm parkieren durften, die abends unter wildem Hundegebell zu den Posamentern auf die Landschaft fuhren, und die später dann an die Wallstraße und auf den Kohlenplatz (jetzt Markthalle) disloziert wurden, um der Birseck-Trambahn und anderen Modernitäten Platz zu machen. Bereits im Nachgang zur 1860er Vorlage ist auch die städtebauliche Relation zwischen Springbrunnen und St. Jakobs-Denkmal — dem neuen, mehr als 10 Jahre lang ausgebrüteten, erst 1872 enthüllten Schloeth'schen St. Jakobs-Denkmal — festgelegt worden. Denn schon damals ist vor dem Großen Rat folgende Kombination entwickelt

worden: «Als Pendant dazu — d. h. zu einem «Brunnen in möglichst monumentaler Form» —, doch in grader Verlängerung der Kasinostraße (der jetzigen St. Jakobs-Straße), den Verkehr über die dort weite Fläche nicht hemmend, würde sich das vom löblichen Stadtrath zu erstellende neue St. Jakobs-Monument vortrefflich ausnehmen und es könnte dafür wohl kaum ein passenderer Platz gefunden werden.»

Und tatsächlich lief dann auch mit der nach 1860 rapid einsetzenden Bauentwicklung an den ehemaligen Gräben der Ausbau des Kasinosträßchens zur heutigen St. Jakobs-Straße und deren Anbauung mit zahlreichen Herrschaftshäusern zeitlich fast parallel, desgleichen an der «Göllertstraße», wo ebenfalls zu Beginn der 60er Jahre Baulinien festgelegt und offenbar Straßenausbauten bereits in der Gestalt der heutigen Gellert-Promenade vorgenommen wurden.

Das Gesetz von 1859, ergänzt durch die Vorlage von 1860, hat ohne Zweifel seinen Zweck voll erfüllt — und die im Großen Rat seinerzeit geäußerten Bedenken gegen die außergewöhnlich weitreichenden Kompetenzen für die künftige Straßen- und Baugestaltung «vor den Thoren der Stadt», die der Kleine Rath glaubte für sich beanspruchen zu müssen, sollten sich als unbegründet erweisen. Diese Kompetenzen lagen freilich auch in den denkbar besten Händen: bei Bürgermeister Joh. Jak. Stehlin, seines Zeichens Zimmermeister und Architekt, und bei Ratsherrn Carl Sarasin als Präsidenten des Baukollegiums, «die weitblickend und autoritativ das Bild der Stadt neu zu formen begannen» (Paul Burckhardt). Gesetz und Kompetenz vereinten sich hier aufs glücklichste mit klugem, weitem Blick und sicherer, geschickter Hand. Zur rechten Zeit sind in den Jahren nach 1860 die Festungsgräben zwischen Elisabethen- und Alban-Schanze aufgefüllt und in breite Promenaden mit einem selten schönen Baumbestand verwandelt, sind Mauern und — leider — auch Tore niedergelegt und die anstoßenden Terrains reprä-

sentativen privaten Baugelüsten erschlossen worden. Es war ein kühner, weitreichender Stadterweiterungsplan für die damalige Zeit, ein Plan, der bis an die neuen Bahntracés reichte und von dem die Regierung mit Recht sagen durfte, daß er «den Ansiedlungsbedürfnissen auch bei stetsfort sich mehrender Bevölkerung auf eine Reihe von Jahrzehnten genügt, indem dieser äußere Abschluß den Raum unserer bisherigen Stadt mehr als verdoppelt». Nach den Richtlinien dieses Planes, den Oberingenieur Hartmann (St. Gallen) nach den Ideen und unter der Aufsicht von Bürger- und Zimmermeister Stehlin mit dem «Technischen Bureau» vortrefflich ausgearbeitet hatte, hat sich denn auch die Entwicklung und Gestaltung des Straßennetzes und der neuen Quartiere während nahezu 50 Jahren im wesentlichen vollzogen und wurde «vor den Thoren der Stadt» ein Wohnbild ermöglicht und gefördert, das nicht nur zu einem Basler Charakteristikum, sondern zu einer eigentlichen Basler Sehenswürdigkeit werden sollte: zum Basler Villenviertel der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwischen Bahnhof und Gellert. Ihm wollen wir nun unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Wer sich noch an die Zeiten *vor* der Jahrhundertwende erinnert, da durch die von wohlgepflegten Gärten gesäumten, noch von keinem Tram- und Camionslärm entweihten vornehmen Straßen des Gellert-Quartiers die «Chaisen» rollten — wo gab es elegantere Equipagen und edlere Gespanne und steifere Kutscher als in Basel bis in die Zeit des ersten Weltkrieges! — und durch weite Einfahrten einbiegend über die sauber bekiesten Gartenwege vor den herrschaftlichen Wohnsitzen vorfuhren, der gedenkt mit Wehmut der augenfälligen Wandlungen, die sich auch hier im Ablauf zweier Weltkriege vollzogen haben. Die andern aber, die Jungen, denen dies alles nicht mehr eigenes Erlebnis, sondern schon «Geschichte» ist, sie werden das Entschwundene vielleicht gar nicht missen. Und das ist gut so. Denn auch im menschlichen und

baulichen Habitus der Stadt Basel kehrt diese Zeit nicht mehr zurück.

Mag man in Bern den wuchtigen und hablichen Charakter der stilvollen Laubengassen in der Altstadt bewundern, in Genf die entspannende Weite der schönen Campagnen am See und im heutigen Zürich wohl am ehesten das internationale Kolorit der Großstadt, so sind es — oder waren es bis gestern! — die hochherrschaftlichen Wohnsitze des 18. und 19. Jahrhunderts hinter und vor den Toren, die neben den klassischen Zeugen des Mittelalters das Gesicht der Stadt Basel eigenartig und vorteilhaft ausgezeichnet haben. Das imposante Zusammenspiel von Reichtum und Macht mit Vornehmheit und Geschmack, das die bei allem architektonischen Stolz und selbstbewußten Repräsentationsbedürfnis nie der anderswo sich entladenden Prunksucht des Barocks und des Rokokos erliegenden aristokratischen Basler Palais des 18. Jahrhunderts (Blaues und Weißes Haus, Ramsteiner Hof, Wild'sches Haus, Delphin u. a. m.) auszeichnete, aber auch die vornehme und steifere Formsicherheit der leider spärlicher vertretenen Bauten des Klassizismus (Kirschgarten, Formonterhof, Sommercasino) haben in den nach Sprengung der Mauern, vornehmlich zwischen 1860 und 1885, entstandenen Herrschaftshäusern — am Aeschengraben, an der St. Jakobs-Straße, an der St. Alban-Anlage, am Gellert — zwar nichts Ebenbürtiges mehr gefunden. Büchel und Berri, die Meister des heute noch durchaus sympathisch und einladend ansprechenden Klassizismus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, waren leider zu früh gestorben. Gerade die stilvollsten, die feinsten Bauten in diesen «neuen Quartieren» datieren denn auch aus der Zeit vor 1860, wie etwa der reizvolle «Beckenhof» (Albananlage 72), ein auf dem Areal der Bischoff'schen Bandfabrik «vor dem Thor» um 1855 entstandenes Frühwerk des damals noch nicht dreißigjährigen Architekten Johann Jakob Stehlin, überzeugend in seinen glücklichen Proportionen und entzückend in den Details seines gra-

zilen Klassizismus, oder das originelle, inwendig leider bastardisierte, äußerlich aber rein erhalten gebliebene Ehinger'sche Haus an der St. Jakobs-Straße (Nr. 41). Der Gesamtaspekt auch der meist in large Gärten gesetzten neueren Wohnsitze — Patrizierhäuser würde man sie anderswo nennen — war gleichwohl ein durchaus vorteilhafter, imposanter und einzigartiger. Diese Bauten stehen vor uns als Zeugen ihrer Zeit und Zeugen ihrer Bauherren, von denen Paul Burckhardt sagt, sie hätten nach dem Unglück von 1833 als «die Persönlichkeiten, die letztlich die Bedeutung Basels bestimmten», dafür gesorgt, daß «die Abschließung nicht zum behaglichen Schlendrian einer selbstzufriedenen Kleinstädterei führte, indem das Geschehene gerade in den führenden Kreisen alle vorhandenen Energien anspornte, dem Unglück und der Feindschaft zum Trotz die geliebte Vaterstadt wieder emporzubringen.»

Und sie haben die «getrennte» Stadt wieder emporgebracht, haben ihr die Universität gerettet, große gemeinnützige Werke errichtet und eine starke Kirche geschaffen — und sind außerdem noch zu einem remarkablen persönlichen Wohlstand gekommen. Um die Mitte des Jahrhunderts liefen rund 4000 Bandstühle — auch nach 1833 vorwiegend in Baselbieter Bauernstuben! — für die Basler Bändelherren und haben etwa 16 000 Seelen Arbeit und Verdienst gegeben. Es florierte aber auch die Florettspinnerei, die Seidenfärberei, und die Farbfabrikation ging eben einer ungeahnten Entwicklung entgegen. In der von jeher als arbeitsam, sparsam und reich bekannten Stadt am Rheinknie muß just in den 50er Jahren viel gearbeitet, viel gewagt und viel verdient worden sein.

Es wundert deshalb nicht, daß in der unmittelbaren Folgezeit viele stattliche neue Herrschaftshäuser vor den inzwischen gefallenen Stadtmauern entstanden sind, als deren erste Bewohner wir vorwiegend Bandfabrikanten finden. Manche dieser Bauten mögen der heutigen Generation als fremdartig und monstruös, ja als «geschwollen»

erscheinen. Ihr jüngstes Schicksal zeigt wohl auch, daß sie in die heutige Zeit einfach nicht mehr paßten. Sie sind aus der damaligen Denk- und Lebensweise heraus zu betrachten und zu beurteilen. Aus einer Zeit, da es in Basel selber — und noch nicht vorwiegend um Basel herum! — viele wirklich reiche Familien gab, die sich zudem nicht selten an die im alten Basel in Ehren stehende Maxime hielten:

«Lebe *nach* Deinem Stand,
kleide Dich *unter* Deinem Stand,
aber wohne *über* Deinem Stand.»

Es war die Zeit auch, da das ganze gesellschaftliche Leben sich noch keineswegs in öffentlichen Lokalen, sondern zu Hause abspielte; und es war die Zeit, von der man sagt, daß Basel im Verhältnis zu seiner Gesamtbevölkerung, die damals etwa 30 000 Seelen erreicht haben mochte, weitaus am meisten Dienstboten aufgewiesen habe. Man kannte noch keine Dienstbotennot, die sich mit Liegenschaften von 15 und mehr Zimmern besonders schlecht verträgt. Man hatte noch keine Heizsorgen, die in Gebäuden mit 4 Meter hohen Räumen besonders schwer lasten. Man seufzte noch nicht unter der unersättlichen Gier eines verpolitisierten Fiskus, obwohl das konservative Basel als erster Schweizer Kanton sich, bekanntlich lange vor 1850 schon, mit einem progressiven Steuergesetz belastet hatte. Und man hatte noch nicht den großen Schrekken vor jeder Handwerkerrechnung. Und zudem: man *konnte* nicht nur, man *wollte* auch sich «das Wohnen» etwas kosten lassen! Das alles — die Möglichkeiten und die Gepflogenheiten, die Liebhabereien und die Bedürfnisse — sind heute ganz anders gelagert als vor 75 und noch vor 50 Jahren.

Baubewilligungen und Adreßbücher aus jener Zeit verraten uns, in welchem für damalige Begriffe erstaunlichen Tempo unmittelbar nach den entscheidenden baugesetzlichen Schritten von 1859 und 1860 an den eingedeckten Gräben und den von ihnen ausstrahlenden Stra-

ßen gebaut worden sein muß. Tonangebend als Schöpfer solcher Bauten war dabei Johann Jakob Stehlin, des Bürgermeisters Sohn, ein nach gründlichen Studien im Ausland, besonders in Frankreich, und nach ausgiebigen Studienreisen mit großer Erfahrung, feiner Bildung und voller Bauideen in seine Vaterstadt zurückgekehrter Architekt. Stehlins öffentliche Bauten — Theater, Musiksaal, Kunsthalle, Gerichtsgebäude — verraten fast durchwegs einen Hang zum Pompösen, Residenzartigen, während seine Villen bald den Charakter fast nüchterner, aber wohlproportionierter Schlichtheit zeigen, bald an den barockisierenden französischen Stil zur Zeit des zweiten Kaiserreichs, andere wieder mehr an altenglische Vorbilder sich anlehnen. In seinem stattlichen Baudokumentenwerk schreibt Stehlin selber, um die Wandlung seiner eigenen Ansichten «einigermaßen zu rechtfertigen», daß die Erkenntnis vom «Wohllaut der Verhältnisse und vom Rhythmus der Fensterteilung, die die Werke des Barocks über das materielle Bedürfnis erheben und ihnen den Adel der Erscheinung verleihen», erst im Lauf seines praktischen Schaffens in ihm erwacht sei. Anfänglich habe er den Barock grundsätzlich unbeachtet gelassen, weshalb seine frühen Bauten «vorzugsweise den reinen Formen folgten» und gerade deswegen nach unserem heutigen Geschmacksempfinden zu seinen geglücktesten Schöpfungen zählen. Dann aber habe er immer mehr «die hohe Bedeutung dieses Styles erkannt», zu welchem viele der späteren Werke dieses außerordentlich produktiven und vielseitigen Architekten auch eher hinneigen. Neben den berühmt gewordenen «Stehlin-Häusern», denen später übrigens im selben Quartier sein Neffe Fritz Stehlin-v. Bavier Ebenbürtiges zur Seite gestellt hat, traten bald auch der Baumeister-Architekt Leonhard Friedrich und die Architekten Vischer & Fueter als Baugestalter im äußeren St. Alban-Quartier in Erscheinung und im letzten Viertel des Jahrhunderts dann etwa der phantasievolle Rudolf Linder, der Romantiker Emanuel La Roche u. a. m.

Es läßt sich feststellen, daß z. B. auf der rechten, also äußern Seite der St. Alban-Anlage — zwischen dem schon seit vielen Jahren vom sog. Turmhaus vertriebenen Merian'schen, später Thoma'schen Biergarten (Ecke St. Jakobs-Straße) und dem würdevollen «Beckenhof» (Ecke Sevogelstraße), die beide älteren Datums sind — die meisten Häuser in den 60er Jahren erbaut wurden, vorwiegend als das Werk J. J. Stehlins, desgleichen die Villen auf der gegenüberliegenden, inneren Seite, soweit hier die zu den Liegenschaften an der Vorstadt und an der Malzgasse gehörenden und nun bis zur neuen Baulinie vorstoßenden schönen Gärten nicht noch lange Zeit, zum Teil bis auf unsere Tage, überhaupt unbebaut blieben.

Von diesen herrschaftlichen Wohnsitzen aus der Zeit der baulichen Expansion am ehemaligen St. Alban-Tor-Graben sind leider nur einige wenige ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung bis heute erhalten geblieben. Umgewandelt und verschandelt zu einer Autoservicestation mit häßlichen Garageanbauten ist z. B. seit Jahren schon das anfangs der 60er Jahre für Herrn Thurneysen-Paravicini erbaute, einst reizvoll im Grünen stehende Stehlin-Haus «zur Veranda» (Nr. 24). Unverschandelt in Geschäftshäuser gewandelt sind die beiden, einige Jahre später im Bureau Stehlin entworfenen repräsentativen Zwillings-Häuser «beim Thor» (Nr. 58 und 62) sowie das etwa zur selben Zeit von Lieni Friedrich erbaute graugrüne Doppelhaus in italianisierendem Stil (Nr. 36/38). Verschwunden aber, um vor einigen Jahren fabrikartigen Druckereisheds Platz zu machen, ist das 1864 als eines der ersten Häuser an der «neuen Anlage» von J. J. Stehlin im Auftrag des Ratsherrn Prof. Peter Merian für zwei getrennte Haushaltungen erstellte, bis zuletzt von Stehlin'schen Verwandten bewohnte, stets etwas düster wirkende Haus am rechtsseitigen Straßenanfang (Nr. 14), desgleichen auf der gegenüberliegenden Seite diesen Sommer erst das von J. J. Stehlin um 1870 als seine eigene Residenz in dem ihm offenbar besonders sympathischen Louis XV-Stil erbaute Pa-

lais (Nr. 19), das — unwohnlich geworden für die heutige Generation — freilich lange schon leer stand. Das wertvolle Areal, durchgehend bis zur Malzgasse, hat eine Zürcher Immobiliengesellschaft erworben, um in zwei mächtigen fünfgeschossigen Baublöcken längs der Anlage und längs der Malzgasse zahlreiche Mietwohnungen für gehobenere Ansprüche zu erstellen. Dabei hat sie leider auch auf die stadtauswärts anschließende hochherrschaftliche und wirklich vornehme Propriété übergegriffen, auf der Stehlin bereits im Jahre 1856 als eines seiner Frühwerke — vielleicht aber als sein bestes Werk überhaupt — dem Kaufmann Adolf Burckhardt-Bischoff in einer geradezu klassischen Komposition und an den Stil italienischer Villen anklingend einen Familiensitz erstellt hatte mit einem edel proportionierten Hauptbau (Malzgasse 23), an dem Melchior Berri, von seinem eigenen originellen Wohnsitz an der Malzgasse (Nr. 16) aus, bestimmt seine ehrliche Freude gehabt hätte.

Aber auch die noch erhalten gebliebenen Herrschaftshäuser an der «innern Anlage», an der sich beidseits des Zossenweges moderne, zum Teil hypermoderne Miethäuser schon in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen eingefressen haben, sind heute — mit vereinzelten Ausnahmen (z. B. das erst um 1875 entstandene De Bary'sche Haus [Nr. 25] mit seinem wirksamen und doch vornehmen Mittelmotiv) — nicht mehr «privat bewohnt», sondern in Etagen-Wohnungen aufgeteilt oder neuerdings zu Altersheimen gewandelt. Zurückdrehen läßt sich das Rad der Zeit wohl auch hier nicht. Es wird weiterrollen und weiterwandeln. Die «Anlage» wird, wenigstens auf der Seite des Durchgangsverkehrs, immer mehr zur Geschäftsstraße werden. Aber eine Sünde an unseren Großvätern, die uns diesen großartigen, stilvollen Straßenzug als Zeugnis ihrer städtebaulichen Weitsicht geschaffen haben, wäre es, wenn es uns nicht gelänge, trotz den unumgehbaren Kompromissen und Konzessionen an die neue Zeit

Villa Malzgasse 23, Gartenansicht, erbaut 1856 von J. J. Stehlin, abgerissen 1946

Staatsarchiv Basel

den Charakter der St. Alban-Anlage wenigstens im großen zu erhalten.

Was hier noch möglich erscheint, dazu ist es z. B. an der unteren Gartenstraße, die bis zum zweiten Weltkrieg ihren Namen noch zu Recht getragen, heute schon zu spät. Großgarage, Zeitungsfabrik und Lagergebäude, wo früher stille Gärten lagen, haben die eine Seite der Straße schon gründlich «verwirtschaftet». Und auch auf der äußeren Seite ist kürzlich das vor etwa 60 Jahren für den damaligen Schappe-Präsidenten C. A. Veillon durch den Architekten Max Alioth, Jakob Burckhardts jüngeren Freund, erstellte, anspruchsvolle Palais (Ecke Engelgasse), das freilich als Wahrzeichen einer unmöglich gewordenen Wohnkultur schon 20 Jahre lang vergebens auf einen Bewohner gewartet hatte, durch Abbruch vor dem unaufhaltbaren Zerfall befreit worden. Heute liegt auch für dieses stattliche Areal ein Ueberbauungsbegehren eines auswärtigen Interessenten vor — Miethausblöcke auf verhältnismäßig engem Raum —, das sich schon eher auf den gegenüberliegenden, lärmenden Gewerbebetrieb eingestellt zu haben scheint als auf die heute noch umliegenden Gartenvillen (Gartenstraße 5 und 7 ebenfalls Veillon'scher Provenienz, und Lange Gasse 25 neuen Datums). Aber wer möchte sich schon für sein gutes Geld ausgerechnet en face eines Taxi- und Garagebetriebes einen neuen Privatsitz bauen!? Es war ein behördlicher Fehltritt, an dieser Stelle und in dieser Umgebung die Ansiedelung eines lärmenden Gewerbes zu dulden. Die weitere Entwicklung ist dessen logische Folge.

Noch früher als an der «Anlage» hat die Metamorphose von der weltabgeschiedenen Wohnavenue zum lärmdurchtosten Geschäftsquartier an der St. Jakobs-Straße eingesetzt. Dieses für die räumlich engen Basler Verhältnisse erstaunlich breite, fast üppige Boulevard war recht eigentlich das Werk des Basler «Stadtbaumeisters» der 60er Jahre, des Ratsherrn Carl Sarasin. Daß ihm im damaligen noch ziemlich autoritativen Regime viel weni-

ger Leute in seine kühnen Pläne dreinredeten als seinem heutigen Amtsnachfolger, hat nichts geschadet. Auf die Früchte seiner großzügigen Korrektion des ehemaligen Kasinosträßchens, an dem vor 1860 wohl erst einige wenige Herrschaftshäuser neben Gärtner- und Dienstenwohnungen, Gewächshäusern und Stallungen standen, brauchte der Präsident des Baukollegiums nicht lange zu warten. Die Entwicklung zu einer der bevorzugtesten und repräsentativsten Wohnstraßen vollzog sich auch zwischen Springbrunnen und Denkmal rasch. Alten Baslern wird das Bild von Anno dazumal noch in Erinnerung sein, als unsere Großeltern vom Aeschentor her zu dem damals «weit vor der Stadt» idyllisch im Christoph Merian'schen Park gelegenen Sommerkasino — Achilles Hubers kleinem Meisterwerk — in der Chaise gefahren oder an schönen Abenden hinausgebummelt sein mochten — zum Traiteur Dürr, der dort den Kochlöffel schwang. Linker Hand gleich nach dem Stadtgraben, wo jetzt im Bâloise-Turm die Geschwister Keuerleber die alkoholfreie Fahne gehißt haben, wirkte der alte Sämi Merian-Gerster in seiner Brauerei und in seinem gernbesuchten Biergarten. Auf der gegenüberliegenden, rechten Seite aber, wo heute W. E. Baumgartners mieterreicher «Parkhof» prangt, lag, von Gärtnermeister Michel Hämmerlin betreut, der Botanische Garten, bis er sich vor einem halben Jahrhundert auf den ehemaligen Gottesacker beim Spalentor verziehen mußte, um dem markanten, heute freilich bereits wieder verschwundenen Forcart'schen Hausteinpalais (damals Nr. 6) Platz zu machen.

Nach 1860 wechselte aber auch dieses stille Sträßchen sein Gesicht. Draußen, in der Nähe des Denkmals — vor dem Carl Sarasins Plan einen freilich nie ausgeführten «St. Jakobsplatz» vorgesehen hatte — dürfte um das Jahr 1865 herum J. J. Stehlin für Herrn Rudolf Vischer-Christ den gediegenen «Sonnenhof» (Nr. 51/55) und ungefähr zur selben Zeit weiter innen, herwärts der Ecke zur Langen Gasse, das etwas finster wirkende Haus «zum Fried-

eck» (Nr. 29) erstellt haben. Beide Häuser sind heute verschwunden, und mächtige Baukolosse — Mietkasernen in moderner Auflage — traten oder treten soeben auch hier, wie auf dem ehemaligen Areal des Botanischen Gartens, ihre Erbschaft an. Anderes ist noch da, hat sich aber im Lauf der Zeit mit einer rein kommerziellen Zweckbestimmung abfinden müssen. An der Ecke zum Aeschengraben stand einst, am eben neugeschaffenen Platz, die von Leonhard Friedrich entworfene Christ-Ehinger'sche Villa (Nr. 2) schmuck und gefällig; heute ist auch sie durch angeschusterte Autowerkstätten und -remisen leider völlig entstellt.

Der um 1868 von J. J. Stehlin auf dem der Jungfer Salome Vischer zuvor gehörenden Areal Ecke St. Jakobs- und Gartenstraße erbaute, noch heute in seiner vornehm abgewogenen Eleganz ansprechende «Delfter Hof» (Nr. 18) ist, wie sein wesentlich später entstandenes Gegenstück Ecke St. Jakobsstraße / Peter Merian-Straße (Nr. 42), zwar bis heute erhalten geblieben; aber an Stelle der einstigen Herrschaften sind Geschäftsleute getreten. Die dazwischenliegenden Häuser — zum Teil ältern, zum Teil wesentlich jüngern Datums, als jüngstes das vom begabten Architekten Visscher-van Gaasbeck um die Jahrhundertwende für den Kaufmann Rudolf Miville-Burckhardt mit einer höchstpersönlichen Note komponierte «Rote Haus» (Nr. 34) — sind heute noch in Privatbesitz, darunter das von den Architekten Vischer & Fueter für den Kaufmann Adolf VonderMühll-Bachofen repräsentativ gestaltete äußere Eckhaus St. Jakobsstraße / Gartenstraße (Nr. 24). Dagegen hat außerhalb der Peter Merian-Straße die Entpersönlichung der Liegenschaften in jüngster Zeit weitere Fortschritte gemacht. Abgesehen von dem erst im 20. Jahrhundert als Geschäftshaus-Wohnhaus entstandenen Röchling-Palais (Nr. 46) wird nun auch die reichlich romantische ehemals Schwartz-Koechlin'sche Gartenvilla (Nr. 54), die seit vielen Jahren einer Kochschule für die Anleitung zur Zubereitung von Leckerbissen dient, über

kurz oder lang verschwinden, indem nach bereits vollzogener Handänderung die Industriegesellschaft für Schappe — auf den in wenigen Jahren fälligen Wegzug ihrer noch auf dem nunmehrigen Mustermesse-Erweiterungsareal verbliebenen Verwaltung hin — dort ihr neues Verwaltungsgebäude zu erstellen gedenkt. Nach dem Kriegsende ist auch der uns heute geradezu pompös anmutende Wohnsitz des verstorbenen Bankiers Dreyfus-Brodski (Nr. 62), um die Jahrhundertwende nach den Plänen des jüngern Stehlin erbaut, Handelshaus geworden, und die Ueberbauung des zugehörigen schönen Gartens ist vielleicht nur eine Frage der Zeit. Unberührt vom Wandel der Welt — gleichsam in einem tiefen, zeitlosen Schlaf — liegt eigentlich nurmehr das auswärts in der Münchensteinerstraße anschließende La Roche'sche Haus «zum Rosenfeld» (Nr. 4) in seinem ebenso mächtigen wie prächtigen Garten. Es wäre wert, als Zeitdokument bis in die kommenden Generationen erhalten zu werden!

Was auf der linken Seite der St. Jakobs-Straße noch privat bewohnt wird, läßt sich bald an einer Hand aufzählen. Auch dort überwiegen heute die Firmenschilder, und wie ein liebenswertes «Ueberbleibsel» mutet uns das wohl lange vor der Straßenkorrektion entstandene und deshalb schief zur heutigen Baulinie stehende Haus Nr. 41 an in seinem zierlichen Stil der klassizistischen Romantik — oder des romantischen Klassizismus? Aber wie lange wohl noch, nachdem auch dieser sympathische Zeuge alter Basler Wohnkultur kürzlich aus Privatbesitz in die Hand einer «Firma», der Pirelli-Holding, übergegangen ist?

Es würde viel zu weit führen und den Leser langweilen, wollten wir ihn auch durch die anderen Straßen «vor den Thoren» führen, die in den 25 Jahren nach dem Erlaß der Straßen- und Baugesetze von 1859 und 1860 ihre entscheidende Veränderung oder gar erst ihre erste Ausgestaltung erfahren haben. Einem ganz einzigartigen Basler Straßenbild von besonders typischem Cachet muß

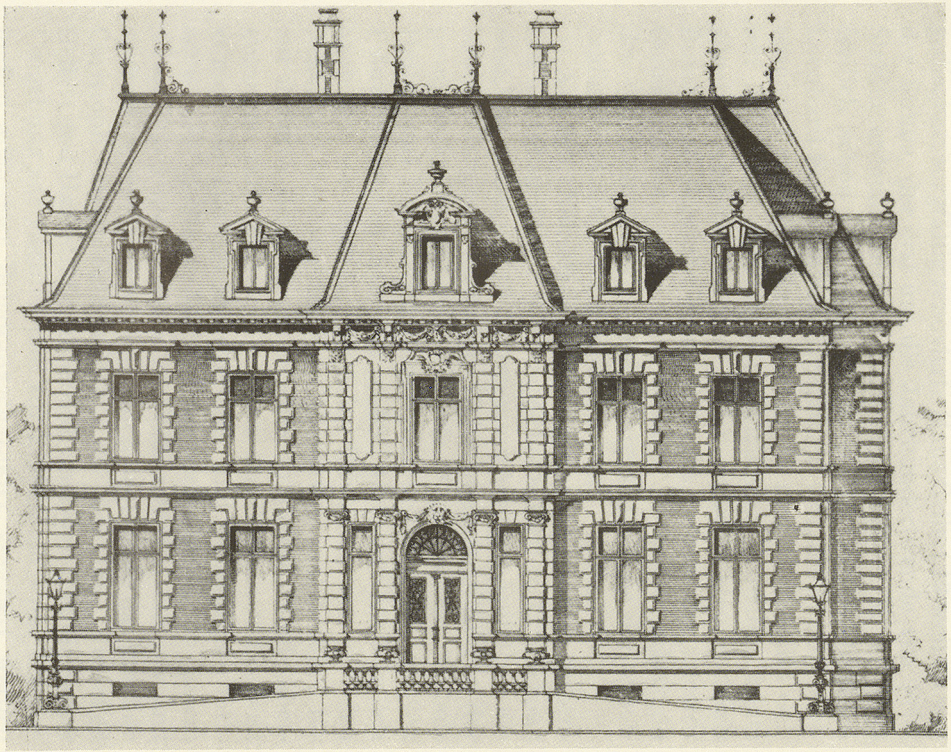
die Aufmerksamkeit der Leser aber doch noch zugewendet werden: dem Gellert. Auch er verdankt seine heutige Anlage zur Hauptsache dem weitsichtigen und autoritären Planer Carl Sarasin. Wohl standen schon vor seinen behördlichen Eingriffen vereinzelte «Landhäuser» — damals zügelte im Sommer die Basler Aristokratie auf den Gellert «aufs Land», heute sind Weekendhäuser an den Seen oder in den Bergen Mode — am alten «Göllertsträßchen». Sein eigentliches Gesicht aber, das weit über die Grenzen des beschnittenen Stadtkantons hinaus berühmt werden sollte, hat auch dieser Straßenzug erst nach der Korrektion erhalten — und bis gegen das Ende des zweiten Weltkrieges, also während drei Generationen behalten können. Nun aber ist auch der Gellert — das noli me tangere unserer Großväter und Väter — ein indirektes Kriegsopfer geworden. Und das tut weh!

Man kann sagen, daß im Ablauf einer gegebenen Entwicklung St. Alban-Anlage und St. Jakobs-Straße — einmal von typischen Wohnstraßen zu Hauptverkehrsadern gewandelt — früher oder später selber «Opfer des Verkehrs» werden *mußten* — und ihre Anwohner damit. Und man muß heute, städtebaulich und verkehrswirtschaftlich betrachtet, geradezu wünschen, daß am stattlich breiten historischen Zugang vom Bahnhof zur Geschäftsstadt, am Aeschengraben, sich diese Wandlung noch viel eindrücklicher, eindeutiger und intensiver vollziehe. Nachdem aber die Umarbeitung der Verkehrslinienpläne im Verlauf der letzten 10 Jahre die vorübergehende Bedrohung des Gellerts, zur neuen «Ostausfallstraße» erkoren zu werden, glücklich beseitigt hat, hätte man hoffen mögen, daß *hier* wenigstens ein «Hände weg!» eine gröbliche Charakterentstellung noch verhindern könne. Man hätte sich nicht nur eine Erhaltung des bestehenden Gellerts denken können; auch die ursprünglich geplante Fortsetzung des durch eine schattige Fußgängerpromenade in zwei getrennte Fahrbahnen geteilten wirkungsvollen Straßentypus über den Hirzbodenweg hinaus und die Beibe-

haltung einer wenn auch nicht «herrschaftlichen», so doch repräsentativen offenen Bebauungsweise in einer zeitgemäßeren Größenordnung wäre zwischen äußerem Gellert und äußerer Hardstraße durchaus möglich gewesen unter Eintunnelung der Verbindungsbahn, der man vor 75 Jahren leider eine brutale Durchschneidung dieses idealen, zur Abfangung von Abwanderungsgelüsten sicher geeigneten Wohnterrains gestatten mußte. Rauchlos und unter Tag hätte die Bahn den in ansehnlichen Gärten beidseits angesiedelten Bewohnern kaum viel Unannehmlichkeiten bereitet, und der Lärm des unterirdischen Grollens wäre bestimmt nicht genierlicher gewesen als an irgendeiner Tramstraße.

Das alles muß nun ein Traum, ein anachronistischer Traum bleiben. Denn seit etwa zwei Jahren wütet auch am Gellert — vom wohlmeinenden Heimatschutz nur leicht gebändigt — die Baumaxt in den alten herrlichen Gärten und die Spitzhacke und selbst die Sprengpatrone in den voluminösen und erinnerungsschwangeren Herrschaftshäusern von ehedem. Mietblöcke lösen die Parkvillen ab!

Der einst so stolze, von J. J. Stehlin im strengen Louis XIII-Stil für Herrn Samuel Merian um das Jahr 1865 erbaute, zuletzt als Pfründerheim noch nützliche Dienste leistende «Lilienhof» (Nr. 9), dessen wechselreiche Hauschronik über acht Jahrzehnte noch geschrieben werden müßte, wird — vielleicht noch bevor dieses Abschiedswort im Druck erscheint — gänzlich verschwunden sein und ein Stück Gellert-Geschichte mit ihm. Ein anderes, unmittelbar daneben liegendes Stück ist schon vor mehr als Jahresfrist ausgelöscht worden mit dem Abbruch der «Belle-Fontaine» (Nr. 15), die Stehlin zu Beginn der 70er Jahre aus einem schlichten eingeschossigen Pied-à-terre nach großen Vorbildern zur hochherrschaftlichen Gartenvilla für den Bankier J. J. Schuster-Burckhardt gestaltet hatte. Auch hier, im jetzigen «Gellertpark», ist es leider nicht geglückt, wenigstens den Einfamilienhaus-Charak-



Lilienhof, Gellertstraße 9, erbaut 1865 von J. J. Stehlin, abgerissen im Winter 1946/47

Staatsarchiv Basel

ter zu wahren. Ein wenn auch schwacher Trost mag sein, daß an die weiter draußen liegenden Besitzungen — das gediegene, sorgfältig renovierte Haus Gellert 19 weit ab von der Straße, der erst um die Jahrhundertwende von Fritz Stehlin erdachte bizarre Kuppelbau Gellert Nr. 21, dem freilich schon um 1865 ein erster Bau des Architekten Leonhard Friedrich vorausgegangen war, die aus der Zwischenzeit stammenden Villen Nr. 25 und 27, das Gut Gellert 31/33 mit dem an den Teichhang gestellten, heute gänzlich umgebauten und leider aufgestockten ehemals Burckhardt-Schrickel'schen Rebhaus, einem der ältesten Gellert-Häuser, sowie die prächtige Propriété außerhalb des «Galgenhübelis» — daß wenigstens an sie die zerstörende Hand nicht hat greifen können.

Auf den «Neusätzen» aber, die uns aus unserer Bubenzeit als Inbegriff der Weltabgeschiedenheit in Erinnerung sind, hat schon vor 10 Jahren ein mächtiger Spitalbau die baumbestandene, heimelige «Schirmtanne» gefällt, in der prominente Persönlichkeiten, wie Regierungsrat Niklaus Halter und Nationalrat Rudolf Gelpke, einst ihre großen Pläne gesponnen haben mochten. Und nun ist kürzlich auch der umliegende, stattliche Privatsitz, der von den Neusätzen hinunter bis zum Ulmenweg und hinüber bis zur äußeren Gellertstraße reichte, in andere Hände übergegangen und zweigeteilt worden. Das Terrain soll, soweit es nicht für künftige Erweiterungs- und Sicherungsbedürfnisse des Bethesda-Spitals reserviert bleibt, in einem wesentlich anderen Genre zu Wohnzwecken intensiv und spekulativ verwertet werden. Noch liegt heute das gesamte Christoph Merian-Feld beidseits der Bahnlinie, zwischen Gellert und Hardstraße, unbebaut, aber daß ihm ein seiner Umgebung zur Rechten und zur Linken auch nur einigermaßen adäquater Bebauungscharakter gesichert werden könnte, kommt wohl nicht mehr in Frage.

Der gartenlose, dreigeschossige Wohnblocktyp hat sich bereits auch in dieses letzte große Wohnreservat jener Gegend eingefressen. Der St. Alban-Ring, im Teilstück

Engelgasse-Hardstraße noch ganz auf das Einfamilienhaus festgelegt, wird leider zwischen Hardstraße und Gellert, wo nun auch die seit vielen Jahren unbewohnte ehemals Brüderlin'sche Villa (Nr. 164) einer auf anspruchsvollere Mieter abzielenden Neubebauung den Platz geräumt hat, in ein wirres Sammelsurium von hohen und niedrigen Bauten, von Einfamilienhäusern und Mietwohnblöcken ausarten und somit an Charakter und Gefälligkeit einbüßen.

Gellerteinwärts finden wir das vor kurzem noch in zwei herrschaftliche Liegenschaften mit großen Gärten (Nr. 24 und 40) aufgeteilte schöne Wohnareal zwischen St. Alban-Ring und Hirzbodenweg ebenfalls völlig verwandelt. Mehrere Miethäuser, schicklicher Weise in etlichem Abstand von der Straße errichtet, sind bereits bewohnt, andere unmittelbar vor dem Bezug und weitere, am Hirzbodenweg, im Kommen. Am innern Teil der rechtsseitigen Gellertstraße hat sich, neben einem gut präsentierenden, von Fritz Stehlin entworfenen Privatbau neueren Datums (Nr. 20), als ältester Bauzeuge das vor 1860 schon bestehende, freilich mehrfach um- und ausgebaute Landhaus des Papierfabrikanten Rudolf Gemuseus-Riggenbach (Nr. 16) bis heute halten können — vielleicht gerade wegen seines bescheideneren Charakters in dieser nobeln Umgebung.

Während schon im Jahr 1858, also vor der Gellert-Korrektion, Herr Kriminalgerichtspräsident Dr. J. J. Vischer-Iselin sich durch den künftigen «Quartier-Architekten» Stehlin die heute noch stehende, aber als Geschäftssitz der Kohlen-und-Eisen-Röchlinge verwendete, cottageartige Villa an der Ecke Gellert-Sevogelstraße (Nr. 1) hatte erbauen lassen, war 1861 einem sonst selten genannten Architekten namens Laufer der Auftrag erteilt worden, am Eingang zum stillverträumten Lindenweg ein größeres Wohnhaus für die Familie Wieland-Gemuseus zu entwerfen. Dieses breitgelagerte und etwas steifförmige Gellert-Haus (Nr. 6) ist heute noch von Nachkommen des

damaligen Bauherrn bewohnt. Ein Jahr später ist auf dem auswärts anstoßenden, schön arrondierten Areal nach J. J. Stehlins Plänen das «Schlößli» — ein mitten in einen largen Garten gestellter, im Tudor-Stil gehaltener stolzer Bau aus graugrünem Sandstein — entstanden, gedacht und geschaffen, wie Stehlin selber schreibt, «für den kunstsinnigen Hagestolz» Albert Burckhardt, seines Zeichens Bankier. Auch diese stets sorgfältig gepflegte, in die Augen springende Liegenschaft (Nr. 10) ist heute noch privat bewohnt. Nicht unerwähnt bleibe das heute hinter Zäunen und Hecken verborgene und durch moderne Umbauten stark veränderte ehemals Burckhardt-Schönauersche Haus (Nr. 4), in dem lange Zeit ebenfalls ein Kunstfreund und Junggeselle — und überdies ein leidenschaftlicher Fechter! — namens Albert Burckhardt gewohnt hat. Die alte Generation wird sich des originellen, keckbeschnauzten und stadtbekannten alten Herrn noch erinnern, den man, um Verwechslungen mit dem benachbarten Bankier gleichen Namens und gleichen Zivilstands zu vermeiden, nach seinem früheren kaufmännischen Wirkungsfeld allgemein den «Mailänder-Burget» nannte. Und nun wird nach dem Menschentyp auch der Wohnungstyp am hochherrschaftlichen Gellert allmählich verflachen.

Daß mitten in diese vornehme und exklusive Entourage dereinst ein «Consiladen» sich am Gellert etablieren werde, das hat bestimmt keiner der damaligen Bauherren sich träumen lassen. Auch Architekt Emanuel La Roche noch nicht, als er sich wesentlich später an der Ecke zur Grellingerstraße sein Haus (Nr. 14) errichtete, an dem nun in Bälde das «A. C. V.»-Schild prangen wird.

«Sic transit...»

Mehr als 75 Jahre lang war der Gellert «der Gellert». Dem ersten Weltkrieg hat er auf der ganzen Linie standgehalten. Im zweiten ist er ins Wanken gekommen. Und nun scheint auch seine Zeit abgelaufen. Der Gellert von morgen wird nicht mehr der Gellert von gestern sein. Er ist es — leider — schon heute nicht mehr.

Das, was sich «Bürgermeister und Rath des Kantons Basel Stadt» in ihrer bedeutsamen Bebauungsvorlage vom Jahr 1859 zum Ziel gesetzt hatten: «Gesteigerter Wohlstand und vermehrte und allgemeinere Ansprüche auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit verlangen bei Anlage und Correction öffentlicher Straßen und Plätze größere Rücksicht auf äußere Gefälligkeit und Ausschmückung als früher», das haben *sie* in kurzer Zeit damals glänzend erreicht. Den neuerstellten und neugestalteten Straßen im äußeren St. Alban-Quartier hat es an augenfälligen Zeichen «vermehrter Ansprüche auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit» und an «Rücksicht auf äußere Gefälligkeit und Ausschmückung» wahrlich nicht gefehlt. Diese Straßen, die wir auf unserem wehmütigen Rundgang eben durchschritten haben, sind zu einem eigentlichen Schmuckstück der Stadt geworden, zum Sinnbild vornehmer Wohnkultur und zum Ausdruck gepflegter Wohlhabenheit.

Die Schuld jener Männer ist es nicht, wenn eine spätere Generation es vorzog, ihre Baulust in anderer Richtung, am Riehener Hang oder auf dem Bruderholz etwa, zu befriedigen, und wenn eine noch spätere Generation veranlaßt wurde, sich mehr und mehr für die vielleicht noch schöneren und vor allem bekömmlicheren Wohnlagen jenseits der vor 113 Jahren von unfreundlichen Miteidgenossen den Stadtbaslern allzu eng gezogenen Kantonsgrenzen zu interessieren. Eine Entwicklung, die trotz der Raumnot in unserer «Stadt ohne Land» nicht unbedingt hätte kommen müssen — wenigstens nicht in dieser Auffälligkeit und in dieser Häufigkeit —, die wir nun aber als eine der schmerzlichsten indirekten Folgen der Trennung von 1833 hinnehmen müssen, nachdem wir der drohenden Gefahr nicht weiser zu begegnen gewußt haben.

Wandlungen vor den Toren: 1860 . . . 1946!